

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Ist auch nicht sein

urn:nbn:de:bsz:31-62042

„Wo sie die andern Scheine hingebracht,“ sagte der Schuster, „weiß ich auch nicht. Wie sie dazu kam, ist mir aber kein Rätsel. Du wirst gestern in deinem Duse! die kostbaren Dinger herausgeschmissen haben aus der Tasche. Also durch deine Unachtsamkeit bist um dein' Sach' gekommen und dabei hast mich Dieb genannt. Ich danke.“

Der Korber kannte seinen Freund, er wußte ganz gut, daß er die andern dreißig Scheine an sich genommen und der Kasse, um den Verdacht von sich abzulenken, einen zum Spielen und Zerreißen vorgeworfen hatte.

„Schuster,“ sagte er daher, „es tut mir leid um das Geld und ich bin wirklich froh, daß ich gestern Nacht nicht alles mitgebracht habe, sonst wär' ich jetzt wieder so arm als vorher. Aber weißt, Vorsicht ist die Mutter der Weisheit. Und so hab' ich denn von den 12000 Gulden, die ich der Totengräberin abnahm, gestern Abend nur 2400 mitgebracht. Hab' denk', es werde uns eine Weile reichen, und nachher könnten wir immer noch an das andere.“

So sagte mit feiner Berechnung der Korber, und es dauerte nicht lange, so kam der Schuster, der lieber 12000 Gulden mit dem Korber teilen, als 2300 allein haben wollte, unter scheinbarer Erregung aus der Küche, wohin er unter dem Vorgeben, daß er Feuer machen müsse, gegangen war, zurück und sagte, indem er dem Korber die abhanden gekommenen Scheine hinhielt: „Da hast dein Geld wieder! Danke Gott, daß ich gerade in die Küche ging, sonst wär' es für immer verloren gewesen. Der kleine Spitzer, der sie wahrscheinlich, die Geldscheine nämlich, in die Küche schleifte, wollte gerade zur Hintertüre hinaus damit, und dann wären sie nicht mehr unter deine Augen gekommen.“

„Und wenn ich nicht so klug gewesen wäre und dich auf den Leim geführt hätte,“ sagte der Korber, „auch nicht. Ob du mir das Geld gestohlen oder nicht, ist mir nun einerlei, ich habe es wieder und behalte es und du bekommst keinen Kreuzer mehr von mir; denn außer diesem hab' ich keines. Und wenn du etwas davon verlauten läßt, nun ja, dann werde ich's dem Gericht auch nicht länger mehr verhehlen, daß wir schon zweimal miteinander eingebrochen haben. Komme ich ins Loch, so mußt du auch mit. Also überleg, was für dich besser ist: reden oder schweigen.“

Der Schuster ballte die Fäuste in ohnmächtiger Wut, er knirschte mit den Zähnen, aber er schwieg. Der Korber aber konnte seines Reichthums sich auch nicht lange freuen. Schon zwei Tage nachher wurde er im Städtchen seines großen Aufwandes wegen auffällig, verhaftet und eingesteckt und man gab ihm zu verstehen, daß er so lange sitzen müsse, bis er über die Herkunft seines Geldes Bescheid zu geben willens sei.

Er sträubte sich anfangs gewaltig. Aber als er sah, daß die Polizei sich nicht so leicht was vormachen ließ, wie sein Freund, der Schuster, und die Totengräberin, gab er nach, beichtete und bekannte, und das um so eher, als die Gefängnislohn ihm ganz und gar nicht munden wollte.

Er erhielt eine mäßige Strafe für's „Gespenstern“, der Totengräber und seine Frau aber wurden wegen Leichenberaubung sehr empfindlich gebüßt, ihres Amtes enthoben und die alte Glaserin endlich auf so vielen Umwegen in ihr Erbe eingesetzt, soweit es nicht verjübelt war.

Ist auch nicht sein.

Dies Haus ist mein
Und auch nicht mein.
Wer nach mir kommt,
Ist auch nicht sein.

So hatte ein grüblerischer Bauer in herber Philosophie an den Giebel seines neuen Hauses geschrieben. Und da stand der besinnliche Spruch jahrhundertelang, wenig gelesen von den Vorübergehenden, wenig beachtet von den Inwohnern: man war's gewohnt, und Gewohnheit stumpft ab. Man wandelte ja auch Sonntag für Sonntag über Gräber auf dem Kirchhof in die Kirche, sang kräftig und fröhlich mit: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“, und dachte doch nicht an den Tod, man ging alle Tage vorbei am Gemeindehaus, wo der „Gewahrjam“ war, und dachte nicht, daß hinter dem eisernen Gitter einmal jemand anders sitzen könne, als ein aufgegriffener Bagabund.

Aber es kam einmal die Zeit, wo im Dorf der anzügliche Reim gelesen und beachtet wurde, nicht von denen drinnen, sondern von den anderen Leuten, und das war, als die Schrift sich änderte, verblaßte und sich verunstaltete. Die erste Zeile war jetzt fast nicht mehr zu lesen, und die zweite später schier nicht mehr zu verstehen. Denn der Dachkännel über dem Giebel wurde schadhast und nicht mehr ausgebessert, so daß der Regen durchschlug und die Tropfen bald die oberen Buchstaben wegschwemmten und die in der zweiten Reihe verzerrten. „Dies Haus ist mein“ — nur wer es von früher kannte, wußte, was ehemals da gestanden war. „Und auch nicht mein“ — die Nachbarn schauten auf die wunderlichen Figuren da oben, verzogen den Mund, schüttelten die Köpfe, lächelten oder spotteten. „Sechs mal sechs ist sechsunddreißig,“ sangen die Kinder auf der Gasse, „ist der Mann auch noch so fleißig, und die Frau ist liederlich, so geht alles hinter sich.“ Der Mann war zwar nicht fleißig, er ging lieber mit der Flinte auf die Jagd als mit dem Knecht ins Feld, schlug im „Strauß“ lieber mit den Karten auf den Tisch als mit dem Flegel auf die Tenne. Die Frau war auch nicht liederlich, Gott bewahre: eine stattliche Frau, eine respectable Frau, die sich gar stolz trug am Sonntag und Werktag, und kückeln konnte sie und bäckeln — keine im Dorf verstand es so, nicht einmal die Adlerwirtin, die es doch in der Stadt gelernt hatte, in der „Kette“. Und der Bub, der einzige Sohn des stattlichen Kirchbauern — wer tanzte flotter, wer war splendor auf der Kirchweih, wer warf größere Geldstücke in die Wasche an der Erntegans? Aber es ging doch alles „hinter sich“. Der „Bub“ trug die Frucht fort vom Speicher, die Frau trug Butter und

Hier fort zum Krämer, der Mann verspielte sein Geld beim Straußwirt und verpuffte sein Gut bei „Mutter Grün“. Tropfen waren es, aber viele und immer wiederkehrende, die schwemmen die Schrift fort: „Das Haus ist mein.“ Und darunter nahmen die andern Buchstaben gar wunderliche Gestalten an, wie boshafte Kobolde und häßliche Teufelchen, die sicherten: „Und auch nicht mein.“

„Wer nach mir kommt?“ Man wußte es auch im Dorf. Nicht der „Bub“, der „Einzige“, der Erbprinz. Der hätte bald den Eltern das Haus über dem Kopf davongetragen oder verpfändet. Der hatte es mit vielen Mädchen, aber heiraten wollte ihn keine, das heißt keine, die Geld und Gut hatte. Und der Vater mußte den „Buben“ trotz dem Jammer der Mutter nach Amerika spedieren, damit er nicht noch mehr Schulden und Schande auf das Haus häuften. Nein, der nach dem Kirchbauer kam, das war der Straußwirt. Während am Siebel des Kirchberghofes das Wort verschwand, erschien es in dem Schuldbuch des Straußjörgs: „Dies Haus ist mein.“ Da ließ sich ja ein ganz ansehnliches Wirtshaus aufrichten in dem stattlichen Bauernhof, ganz anders als in dem winckligen Straußenhäuslein; dann konnte der Straußjörg dem Adlerwirt Konkurrenz machen und ihn überflügeln, denn er war gescheiter und schlauer wie „die ganze Adlererschaft“; Kochen lernen mußte seine Bärbel schon jetzt, und zwar im „Deutschen Hof“. Die Post mußte er auch haben; denn im Schreiben war der Straußjörg dem Adlerwirt zweimal voraus.

Ein halbes Jahr mochte der „Bub“ fort sein, da kam ein Brief an, den der Hausknecht vom „Adler“ in die Kirchgasse trug. Das ganze Dorf war gespannt, was der Kirchbauern-Wilm aus Amerika geschrieben habe. Und die Leute durften auch neugierig sein, es war etwas Wertwürdiges, aber nichts Gutes. Die Kirchbauernin muß sehr darüber erschrocken sein und, um ihren Schmerz zu betäuben, noch stärker aus der Likörflasche, die sie „Magentropfen“ nannte, genippt haben. Denn in der Nacht wurde der Doktor geholt und am andern Morgen war sie tot, vom Schlag gerührt.

Als ob der Straußwirt nur auf diesen Tod gewartet hätte, rückte er jetzt mit seinen Schuldscheinen vor. Es kam zwischen den beiden Kumpanen, dem Straußjörg und dem Kirchbauern, zu einer furchtbaren Auseinandersetzung; die zwei Freunde waren jetzt Todfeinde. Das Ding ging seinen Gang. Der Kirchberghof kam zur Versteigerung; die Äcker, Wiesen, Weinberge und Wälder waren schon dem Straußwirt verschrieben. Niemand wagte, auf das schöne Anwesen zu bieten, denn man wußte, der Straußjörg nehme es unter allen Bedingungen, und wirklich gute Freunde, die ihm beigestanden und den Straußjörg „hineingesteigert“ hätten, hatte der hochmütige Kirchbauer nicht. So kam der stattliche Hof „um einen Trümpel“ weg, und dem stolzen Kirchberghauern blieb nichts als das Armenhäuslein.

Hinaus zog der Bauer aus dem Kirchberghof — er mußte es; an einem Freitag wurden ihm die paar

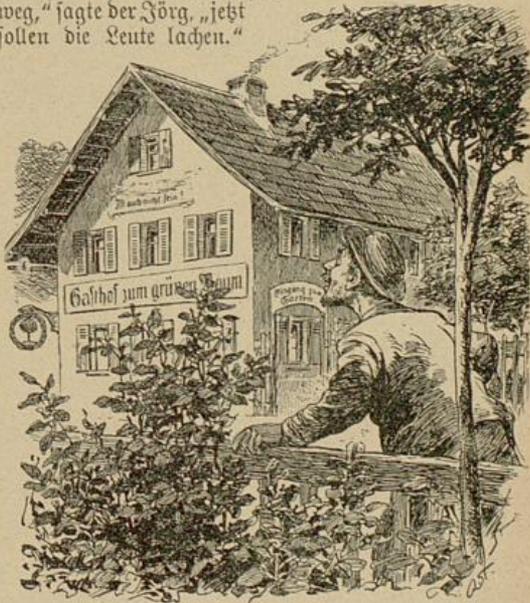
Sachen, die man ihm gelassen hatte, auf die Gasse gestellt. Aber da ließ er sie stehen und ins Armenhäuslein zog er nicht; er streifte draußen im Wald umher mit der Büchse, und wer dem armen Mann begegnete und ins verfürzte Antlitz sah, dachte, er werde sich ein Leid antun oder auch, wenigstens vorher, dem Straußjörg. Denn die Flinte war nicht versteigert worden; die hatte der Jägdler versteckt gehabt.

Der Straußjörg zog am Samstag triumphierend ein; ein neues Schild hatte er malen lassen, nicht mehr einen simplen Strauß, sondern einen schönen grünen Baum, wie es paßte zu dem stattlichen Haus. Er wurde an der Ecke befestigt und der Jörg ging um das Haus herum, zu prüfen, wie der neue Schild sich ausnahm. Da fiel sein Blick auf den verhänglichen Spruch am Siebel. Dort konnte man noch lesen:

„Wer nach mir kommt,

Ist auch nicht sein.“

Jörg machte ein sehr böses Gesicht, zumal da er merkte, daß die Nachbarn die Schrift jetzt auch lasen und spöttisch die Mienen verzogen. „Wartet nur,“ dachte er. In der Nacht, es war stockfinster, beugte sich jemand aus der Siebelluke heraus und strich mit einem Pinsel darunter her über den anzüglichen Hauspruch. „So jetzt ist's weg,“ sagte der Jörg, „jetzt sollen die Leute lachen.“



Während der Kirche strich aber auch eine unheimliche Gestalt um den Kirchberghof.

Aber die Leute lachten doch, als sie am andern Morgen die Kirchgasse hinauf in die Kirche gingen, und erst recht. Denn da lasen sie jetzt nichts als den Vers:

„Ist auch nicht sein.“

Der Pinsel hatte nicht tief genug hinunter gereicht! Während der Kirche strich aber auch eine unheimliche Gestalt um den Kirchberghof und schaute ver-

dächtig nach dem veränderten Anwesen. Auf einmal aber, als er die zurückgebliebene Inschrift erblickte, ging eine wilde Freude über das Gesicht des ehemaligen Kirchbergbauern. Und er verschwand aus der Gasse.

Am Sonntag Nachmittag war eine große Gesellschaft im „Grünen Baum“; denn die Leute waren neugierig, wie das neue Wirtshaus sich ausnehme. Der Jörg schmunzelte, zählte am Abend die reiche Einnahme und legte sie vergnügt in den braunen Kasten zu den Kaufbriefen, Banknoten und Schuldscheinen. Kaum konnte er schlafen vor allerlei schönen Plänen, denen noch schönere Träume folgten. Rostig, glänzend erschien ihm darin alles, sein grüner Baum, die Kirchgasse, das Dorf, die ganze Welt.

Aber früh wurde er aufgeweckt aus seinem leichten Schlaf. Geschrei, Glockenläuten, Feuer ringsum. Was war das? Stand die Welt in Brand? Die Welt nicht, aber sein Haus. Helle lichte Flammen leuchteten ihm überall entgegen, wohin er blickte. Die gefüllte Scheune loderte hell auf, das Zimmer flammte, der Geldschrank brannte, schon fakte das Bett Feuer. Im Hemd, verjengt am Haar, verbrannt an Händen und Füßen stürzte der Jörg hinaus in den Hof. Drunten stand die Bärbel, die Knechte und Mägde, notdürftig gekleidet. Das Vieh brüllte, kaum konnte es gerettet werden. Die Nachbarn schrieten, Kinder heulten, und keine Rettung, keine Hilfe, keine Feuerspritze. Endlich kam sie, kamen Leute, wurde eine Kette gebildet. Aber nicht auf sein Anwesen richteten sie die Wasserstrahlen, das war verloren, rettungslos vernichtet, sondern auf die Nachbarhäuser. Mit Mühe wurden diese gerettet. Aber der Grüne Baum, der ehemalige Kirchberghof, war eine brennende, rauchende Ruine, verbrannt der Geldschrank mit allen Papieren, verbrannt das neue kostspielige Mobiliar, verbrannt Korn und Heu in Speicher und Scheune. Der neugemalte Schild stürzte herunter und zerbrach; die Giebelwand mit dem verhängnisvollen Spruch war ganz geschwärzt, der Keim war überflüssig jetzt, wo er Wirklichkeit geworden war: „Ist auch nicht sein.“

„Der Kirchbergbauer!“ zischte wütend der Straußjörg. „Der Kirchbergbauer!“ murmelten auch die andern Leute. „Ins Armenhaus hat er nicht gewollt, ins Zuchthaus muß er jetzt,“ schrie der Jörg. „Dort hat er's besser,“ jagten die Leute, „und braucht sich nicht zu schämen im Dorf.“

Aber der ehemalige Kirchbergbauer kam nicht ins Zuchthaus, sondern ins Irrenhaus. Da war er fröhlicher, als er sein ganzes Leben gewesen war. Vergnügt stand er am Ofen und sang das Kinderlied, das die Hüterbuben im Herbst anstimmen, wenn sie Feuer anmachen, um darin gestoppelte Äpfel und Kartoffeln zu braten: „Feuerle, Feuerle brenn!“ Und wenn das Feuer abgebrannt war, schaute er den schwarzen Ofen an, klatschte in die Hände und sagte vor sich hin: „Ist auch nicht sein.“

Ein falscher Banknotenfälscher.

Kommt da eines Tages ein wohlgekleideter junger Mann in den Laden des Schneidermeisters Kilian Meck in der Friedrichsstraße und fragt, ob hier nicht ein möbliertes Zimmer zu vermieten sei. „Zawohl,“ erwidert der Meister, „wollt Ihr's mieten?“ „Wenn's nicht zu teuer ist,“ meinte der Fremde, „und mir sonst gefällt, hätt' ich wohl Lust dazu.“ „Nun, Sie können's gleich besichtigen,“ sagte der Meister und führte den fremden Herrn in eine kleine Kammer, die hinter seiner Werkstätte lag. Diese fand das Wohlgefallen des Unbekannten, und nach kurzer Wechselrede wurde man auch über den Preis einig. „Wenn's Ihnen paßt,“ sagte der seine Herr, „so will ich gleich morgen einziehen. Ich habe einen ziemlich großen Koffer im Gasthaus zum Greifen.“

„Den können meine zwei Lehrbuben herübertragen,“ unterbrach ihn Herr Meck, und der andere war's zufrieden.

„Noch eins!“ sprach der neue Mieter, „ich heiße Peter Zeißig, und möchte in meinem Zimmer den ganzen Tag ungestört sein.“

„Wenn's sonst nichts ist,“ versetzte der Meister, „bei mir sollen Sie von niemanden gestört werden. Wir sind den ganzen lieben Tag selber so beschäftigt, daß wir gar keine Zeit haben, jemanden in der Arbeit zu stören.“ Damit war der Handel abgemacht.

Am nächsten Morgen bezog Herr Peter Zeißig sein neues Logis, nachdem die beiden Schneiderjungen mit großer Mühe den schweren Koffer herbeigeschleppt hatten, der mutmaßlich die Habseligkeiten des Zimmerherrn enthielt. Dieser schloß sich sofort in sein Zimmerchen ein und kam auch zur Mittagszeit nicht zum Vorschein. Er hatte die Vorhänge der Fenster sorgfältig verschlossen, und als die Meisterin neugierig durchs Schlüsselloch in das Kämmerchen blicken wollte, konnte sie nichts sehen, da es Herr Zeißig verstopft hatte.

„Die Sache ist mir verdächtig,“ sagte die Frau, „warum verläßt denn der Mann auch zur Mittagszeit sein Zimmer nicht? Er muß doch essen, wie jeder andere Mensch.“

„Hm!“ entgegnete der Meister, „wahrscheinlich ist er so in die Arbeit vertieft, daß er gar nicht ans Essen denkt.“

Auch zur Besperzeit rührte sich nichts im Zimmer. Da sagte die Frau zu ihrem Mann: „Wenn er nur nicht gar etwa ein Anarchist ist, der heimlich Dynamitbomben fabriziert. Da könnten wir in eine schöne Wäsche kommen.“

„Was geht das uns an?“ brummte Herr Meck. „So? Das ginge uns nichts an?“ freischte die Meisterin, „und ging's uns auch dann nichts an, wenn per Zufall eine Bombe explodierte und das ganze Haus in die Luft flöge?“

„Na, na,“ versetzte der Mann, „so arg wird's wohl nicht sein. Er sieht auch nicht so aus, als wenn er ein Meuchelmörder wäre.“

Indes schien ihm die Sache selbst nicht ganz geheuer. Darum sagte er zu seinem Weib: „Wenn er